



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichtsphilosophische Gedanken

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Geschichtsphilosophische Gedanken

3



Wir werfen wir nun einen Blick auf den Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Vollkommenheit. Aus zwei Gründen sage ich nicht Sittlichkeit, sondern Vollkommenheit. Erstens weil die drei gleichbedeutenden Ausdrücke Sittlichkeit, Moralität und Ethos nur das Äußerliche bezeichnen und die heidnische Vorstellung erwecken, daß ein Mensch schon mit sich zufrieden sein dürfe, wenn er den Sitten seines Volkes und seiner Zeit gemäß lebt. Das Christentum hat die auf die Gesinnung hinweisende Bezeichnung Heiligkeit eingeführt und schätzt die Sittsamkeit nur als eine der Äußerungen dieser erhabenen Gesinnung. Zweitens, weil wir beim Menschen außer der Sittlichkeit oder Heiligkeit oder gottwohlgefälligen Gesinnung auch Ausbildung des Erkenntnisvermögens und Geschmacks verlangen, umso mehr, als bei tierischer Unwissenheit und Roheit gar keine Sittlichkeit möglich ist. Wenn wir in diesem Zusammenhange von Vollkommenheit sprechen, so meinen wir damit natürlich nicht die Vereinigung eines erhabenen Charakters mit alles umfassender Gelehrsamkeit, höchster Weisheit und vollendetem Kunstgeschmack. Sondern wir meinen die jeder Altersstufe, jedem Stande, der jeweiligen Zeit und Lebenslage angemessene Vollkommenheit. Ein dreijähriges Kind, das an keiner besondern Schwäche oder Unart leidet, ist ein in seiner Art vollkommenes Wesen; ein weit über sein Alter hinausgehendes Wissen erwarten wir nicht von ihm, es würde uns das eher unheimlich als erfreulich anmuten. So macht es einen fremdartigen, unter Umständen widerlichen oder lächerlichen Eindruck, wenn ein Mann niedern Standes wie ein Buch über die hohe Politik spricht, oder einen gewählten Geschmack bekundet, oder sich in den Formen höfischer Etikette bewegt. Auch Hegel erkennt an: „Die Religiosität, die Sittlichkeit eines beschränkten Lebens, eines Hirten, eines Bauern hat unendlichen Wert, und denselben Wert als die Religiosität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntnis und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daseins.“ Freilich setzt er hinzu: „Das Recht des Weltgeistes geht über alle Berechtigungen“ d. h. so vollkommen ein solches Wesen an sich sein mag, es muß es sich gefallen lassen, vom Weltgeiste als Mittel für höhere Zwecke verwendet zu werden.

Wir verstehen also unter Vollkommenheit die der Lebenslage eines bestimmten Menschen angemessene Gemüthsverfassung, die Gesundheit seiner Seele, und damit ist ihr Verhältnis zur Glückseligkeit schon gegeben; es ist offenbar auf dieser höhern Daseinstufe dasselbe, wie auf der niedern das Verhältnis der leiblichen Gesundheit zum leiblichen Wohlbefinden. Jedermann kennt die Bedeutung des Schmerzes und des Wohlbefindens im Haushalte des Menschenleibes. Daß die Kunde, die sie uns von dem jeweiligen Bauzustande unsrer irdischen Hütte geben, nicht unfehlbar ist, daß ein hohler Zahn, der das Leben nicht im mindesten gefährdet, Höllepein verursacht, während sich ein tödtliches Herzleiden nur durch ganz unbedeutende Belästigungen ankündigt, macht uns an der gewöhnlichen und vollkommen richtigen Auffassung dieses Verhältnisses nicht irre. Entsprechend den verschiedenen Graden der Gesundheit oder der Störung des leiblichen Organismus ganz genau die verschiedenen Grade des Wohlbefindens und des Schmerzes, so würden wir, gleich den Tieren, instinktmäßig handeln. Unser Verhalten soll aber durch die Vernunft bestimmt werden. Deshalb dürfen wir nur ganz im allgemeinen die Erfahrung machen, daß das unserm Körper zuträgliche von dem schädlichen für gewöhnlich durch die verschiedenen Empfindungen unterschieden werden kann, die beide erregen, sodas wir auf diese Empfindungen zwar achten lernen, aber sie nicht zum alleinigen Bestimmungsgrunde für unsre Handlungen machen. Ganz ebenso sind mit unsern verschiedenen Gemüthsverfassungen heitere und trübe Stimmungen verknüpft, aus denen wir einigermaßen erraten können, ob unsre Seele gesund ist oder nicht. Unfehlbar aber spricht auch das Gewissen nicht, sondern seine Stimme bedarf zum richtigen Verständnis der vernünftigen Auslegung. Welche der beiden Seiten unsrer Seele nun die höhere, der andern übergeordnete sei, die Empfindung oder der Charakter, ist eine müßige Frage. Der Moralist mag fordern, daß wir die Glückseligkeit niemals als Zweck erstreben, sondern, wenn sie uns zu teil wird, als eine unglücklicherweise unvermeidliche und sehr gefährliche Zugabe hinnehmen, aber wenn wir trotzdem recht viel Gutes thun, um glücklich zu sein, so wird sich die Welt darüber nicht zu beklagen haben, und Gott wird es uns hoffentlich verzeihen.

Bekanntlich sind es Kant und Fichte, die sich bemüht haben, Glückseligkeit und Güte so weit wie möglich aus einander zu bringen. Der pädagogische Nutzen dieser strengen Pflichtenlehre ist unbestreitbar, aber ihre Mängel sind es ebenfalls. Kant begründet die Notwendigkeit seines kategorischen Imperativs mit der Erwägung, daß es eine allgemein gültige Richtschnur für unser Handeln geben müsse; die Rücksicht auf unser Wohlbefinden aber könne eine solche nicht abgeben, weil die Ansichten der Menschen über das Angenehme und das Unangenehme verschieden seien. Diese Begründung enthält eine Wahrheit und zwei Irrtümer. Wahr ist, daß es je nach dem verschiedenen Geschmack sehr verschiedene Arten von Glückseligkeit giebt; irrig dagegen ist die Ansicht, daß es sich mit der

Sittlichkeit oder dem Pflichtgefühl anders verhalte, und daß Glückseligkeit ein ganz unbestimmter und unbestimmbarer Begriff sei. Vielmehr besteht auch in dieser Beziehung die innigste Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen den beiden Seiten des Seelenlebens. Die Ansichten über das, was gut und böse, pflichtmäßig und pflichtwidrig sei, gehen nicht weniger weit aus einander als die über das Angenehme und Unangenehme, aber auf beiden Gebieten bewegen sich die Meinungsverschiedenheiten innerhalb gewisser Grenzen. Niemand hält den auf die Folter gespannten, niemand den von allen Menschen gehaßten und gemiedenen, niemand den in tierischer Unwissenheit und Roheit dahinlebenden für glücklich. Zum Glück gehört also nach der übereinstimmenden Ansicht der zivilisirten Menschen ein niedrigstes Maß der Befriedigung unsrer leiblichen, geistigen und Herzensbedürfnisse. Ganz ebenso verhält es sich mit der Sittlichkeit. Von China bis nach Frankreich und von Confuzius bis auf Kant sind es so ziemlich dieselben Eigenschaften und Gewohnheiten, die man als Laster und als Tugenden zu bezeichnen pflegt, und wie ein lasterhafter Mensch nie und nirgends als sittlich gut gepriesen wird, so schilt man den Tugendhaften nicht einen Bösewicht. Aber ob Ignatius von Loyola, John Knox, Napoleon I. und Goethe sittliche oder unsittliche Menschen waren, darüber wird ewig gestritten werden. Die Ursache ist eine doppelte. Einmal hegen die Menschen verschiedene sittliche Ideale, weil die einen von Natur mehr dieser, die andern mehr einer andern der sittlichen Ideen zuneigen. Sodann legen die Kirchen, die Staaten, die Zeiten, die Tagesmeinungen dem Einzelnen sehr verschiedene und zum Teil widersprechende Pflichten auf.

Demnach sind die beiden Forderungen: Strebe nach Glückseligkeit! und: Erfülle deine Pflicht! als allgemeine Richtschnur für das Handeln die eine genau so viel wert wie die andre, sofern es auf Erzielung von Gleichmäßigkeit im Verhalten und Herstellung einer friedlichen Ordnung abgesehen ist. Die erste der beiden Forderungen macht sich in allen Menschen geltend und genügt auf roheren Kulturstufen zur Herstellung einer leidlichen Ordnung. Die zweite entspringt auf einer höheren Kulturstufe in den edleren Geistern und wird von diesen den übrigen durch Erziehung eingepflanzt. Aber während sie einerseits den Glückseligkeitstrieb diszipliniert, läutert und berichtigt, indem sie der Seele ein Reich höherer Glückseligkeit erschließt, wird sie andererseits zugleich doch auch ein Quell neuer Verwirrungen und Kämpfe. Selbst wenn es gelänge, alle Kirchen und Sekten auszurotten, würden im Staate selbst noch bis in den Schoß der Regierung hinein die Ansichten über das, was im Augenblicke den Staatsbürgern als Pflicht vorzustellen sei, immer verschieden ausfallen. Und gelingt es einem Gewaltherrn vorübergehend, seinen eignen Willen dem ganzen Volke als Pflichtgebot äußerlich aufzuzwingen, so wuchern unter der Oberfläche gesetzlichen Verhaltens weithin die Verschönerungen, deren Teilnehmer es als ihre heiligste Pflicht ansehen, den Despoten

mit Gift, Dolch oder Dynamit aus der Welt zu schaffen, und die sich bei Erfüllung dieser selbstgewählten Pflicht freudig der Gefahr des Kerkers, oder einer grausamen Hinrichtung, oder der Deportation in ein unwirtliches Land aussetzen. Zudem steht diese Art und Weise, dem Pflichtgefühl einen gleichmäßigen Inhalt zu geben, im schreiendsten Widerspruche mit der Freiheit, die gerade von den Begründern unsrer preußischen Pflichtmoral als Wurzel und zugleich als Endziel der Sittlichkeit gepriesen wird. Sie erwarten von dem Fortschritte der Sittlichkeit, daß dereinst die pflichtmäßigen freien Willen aller Einzelnen mit einander und demnach auch mit dem Staatswillen, der ja nichts andres sei als ihre Gesamtheit, übereinstimmen werden. Dieses Ziel wird ungefähr zu derselben Zeit erreicht werden, wie das der klassischen Volkswirtschaftslehre: die allgemeine Interessenharmonie.

Gerade die Forderung der freien Sittlichkeit, so wahr sie vom Standpunkt idealer Betrachtung sein und so wohlthätig sie im einzelnen wirken mag, erweist sich bei der Anwendung aufs Ganze im Leben als völlig undurchführbar. „Wer auf Autorität hin handelt, handelt notwendig gewissenlos,“ sagt Fichte (System der Sittenlehre). Klingt das nicht geradezu komisch in unsrer Zeit, deren hervorragende Männer fast ausnahmslos über die Neigung zum Ungehorsam jammern und die Wiederherstellung der elterlichen, der Kirchen- und Staatsautorität als das einzige Heilmittel aller Übel predigen? Ich wollte wetten: das Zukunftsideal, das so mancher „liberale“ Protestant mit verschämter Liebe im geheimsten Herzenskämmerlein hegt, ist eine Kaserne rechts und ein Jesuitenkollegium links von seiner Fabrik. Aber auch echte Liberale sehen ein, daß das Handeln auf Autorität hin in keiner geordneten Gesellschaft jemals wird entbehrt werden können. Selbständige Geister, die ihre volle Unabhängigkeit wahren und sich von keiner Autorität ihr Handeln vorschreiben lassen, sind jedem Volke notwendig, das nicht in knechtischer Gewohnheit erstarrt, sondern ein lebendiges Kulturvolk bleiben will. Aber solche Männer müssen als Privatleute leben und auf die Mitwirkung in Staat und Kirche verzichten; wer einem größern Ganzen als lebendiges Glied angehört, der muß, wenn er nicht etwa als unumschränkter Herr an der Spitze steht, sehr oft auf Autorität hin handeln. Billigt sein Gewissen die Befehle der Autorität, desto besser für ihn; ist das nicht der Fall, so hilft ihm kein Zittern vorm Frost: er muß sich unterwerfen oder absanken.

Nicht minder undurchführbar ist die Forderung Fichtes und Hegels, daß die „unreflektirte“ Sittlichkeit ganz allgemein zur bewußten erhoben werden, daß jede Handlung des Menschen aus bewußter Sittlichkeit hervorgehen soll. Neunundneunzig Hundertel von allem Guten und Nützlichen, was in der Welt geschieht, wird theils gewohnheitsmäßig, theils aus natürlicher Gutmütigkeit und richtigem Instinkt, theils aus selbstsüchtigen Beweggründen vollbracht, und eine

Schule, die ihre Zöglinge zum Zergliedern der Beweggründe ihres Handelns anleitet, erzieht unbrauchbare Grübler. Ein grüblerischer Wohltäter läßt, die Hand im Geldsack, seine Armen verhungern, weil er nie mit sich darüber ins Reine kommt, ob er auch aus völlig uneigennützigem Pflichtgefühl handelt, und ob die Armen nicht vielleicht die Gabe mißbrauchen werden. Ein grüblerischer Vater wird, wenn sich sein Söhnchen einer Ungezogenheit schuldig macht, mit emporgehobener Hand stehen bleiben, weil ihm Fichtes Lehrsatz einfällt, daß es „mir niemals erlaubt ist, auf den Körper eines andern Menschen wider dessen Willen einzufließen,“ und so wird in seinem Erziehungswerke niemals eine Ohrfeige zustande kommen. Ein grübelnder Kaufmann wird zum Abschluß jedes einzelnen Geschäftes mindestens eine Woche brauchen. Vom grübelnden Staatsmanne vollends wollen wir gar nicht reden. Buckle und Hartpole Lecky haben sich ein besondres Vergnügen daraus gemacht, zu zeigen, daß die Wohlfahrt des englischen Staates fast immer im umgekehrten Verhältnis zur Moralität seiner Könige zu- und abgenommen habe, und wenn darin auch viel Übertreibung liegt, so kann man dem paradoxen Satze doch nicht alle Wahrheit absprechen. Der verhängnisvolle Despotismus Philipps II. von Spanien beruht wesentlich darauf, daß ihn seine strupulöse Gewissenhaftigkeit zum Narren machte; und von Ludwig XVI. sagt Taine, er habe stets im entscheidenden Augenblick das Richtige veräußt, weil das Christentum den König in ihm getötet hatte.

Demnach lassen sich die Bedingungen und gewissermaßen die Umrisse sowohl der Glückseligkeit wie der seelischen Vollkommenheit zwar nur im allgemeinen angeben, aber doch eben angeben, und darum ist es auch möglich, beide zu fördern, woraus für die öffentlichen Gewalten die Pflicht entspringt, dies zu thun. Fürst Bismarck soll zu einem seiner zahlreichen Besucher geäußert haben, es sei vergebliche Mühe, die Arbeiter zufriedenstellen zu wollen, denn niemand sei auf Erden zufrieden, oder „haben Sie schon einmal einen zufriedenen Millionär gesehen?“ Ich halte diesen Ausspruch für unecht, weil er bei einem welterfahrenen Manne und einem Staatsmanne, geschweige einem großen Staatsmanne ganz unmöglich ist. Er enthält zwei Irrtümer, die bei einem Staatsmanne praktisch verhängnisvoll werden würden. Erstens daß es keine zufriedenen Menschen gebe. Es giebt ihrer nämlich in Wirklichkeit, und zwar zum Glück noch viele. Ich will nicht von jenem badischen Gymnasiallehrer sprechen, einem ausgezeichneten Lehrer nach dem Zeugnis seiner Kollegen, der, als in den sechziger Jahren die bis dahin bettelhaften Gehalte die erste Aufbesserung erfuhren, sich standhaft weigerte, die Zulage anzunehmen: „S brauch kein Zulag!“ Dabei blieb er, und beharrte, in seinem Berufe glücklich, mit seiner Schwester als Wirtschaftlerin, bei seinem äußerlich armseligen Leben, unbeirrt durch den „Kulturfortschritt“ seiner Umgebung. Das sind Ausnahmen. Aber bei Bauern, und zwar gerade bei kleinen, die ihr ganzes

Leben in harter Arbeit zubringen, ohne irgend etwas von dem zu kosten, was die Welt Genüsse nennt, ist wirkliche Zufriedenheit und echte Heiterkeit des Gemütes sehr häufig. Man pflegt zwar gerade vom Bauern zu sagen, er sei nie zufrieden, aber seine bekannten Klagen über schlechte Ernte und andres Unglück sind nicht Äußerungen wirklicher Unzufriedenheit, sondern nur diplomatische Mittel zur Abwendung von Steuererhöhungen. Auch in den Kreisen der Handwerker, der Kleinern und mittlern Beamten findet sich hie und da noch Zufriedenheit. Ein Staatsmann, der die Unzufriedenheit für einen unausrottbaren Naturfehler aller Menschen ansähe, würde durch diesen Irrtum verhindert werden, eine seiner wichtigsten Pflichten zu erfüllen, die darin besteht, daß er die Bedingungen der Zufriedenheit zu erforschen und nach Möglichkeit zu fördern hat. Nicht etwa beglücken soll er die Menschen: Versuche absichtlicher Beglückung schlagen ja immer ins Gegenteil um, wohl aber die Wurzeln der Zufriedenheit sorglich pflegen und jedenfalls sich hüten, sie mutwillig auszureißen. Eine Gewissensforschung nach dieser Seite hin kann den Staatsmännern unsrer Zeit nicht schaden.

Der zweite Irrtum, der in jenem apokryphen Ausspruche liegt, besteht darin, daß die Unzufriedenheit des Arbeiters mit der des Millionärs auf eine Stufe gestellt wird. Die Unzufriedenheit des letztern ist eine Verirrung, die des erstern in vielen Fällen Pflicht. Millionäre sind unzufrieden, entweder weil sie die Übersättigung mit Genüssen zu Hypochondern gemacht hat, oder weil sie vom blinden, wahnwitzigen Goldhunger gestachelt werden. Dazu kommt dann allerdings in unsrer Zeit noch ein achtbarer Grund, der auch die meisten Menschen mittlerer Lebenslage unzufrieden macht. Dank unsrer unübertrefflich vollkommenen Gesellschaftsordnung, deren Aufrechterhaltung ja nach Ansicht der maßgebendsten Persönlichkeiten die Hauptaufgabe des Staates sein soll, schwebt jedermann beständig in solcher Existenzunsicherheit, daß er, gleich dem Arbeiter an einem durch die Körperschwere eines lebendigen Menschen in Bewegung gesetzten Schöpfrade, beständig aufwärts schreiten muß, wenn er nicht ertrinken will; jedermann ist gezwungen, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln nach Bereicherung zu streben, wenn er seinen Kindern nur die gesellschaftliche Stellung, die er selbst inne hat, einigermaßen sichern will. Insofern ist heute auch die Unzufriedenheit des Millionärs einigermaßen gerechtfertigt; aber an sich ist sie ungerechtfertigt und keineswegs ein notwendiges Erzeugnis der Menschennatur. Dagegen ist ein Lohnarbeiter, der weniger als 1000 Mark einnimmt, zur Unzufriedenheit verpflichtet, und zwar durch das Christentum verpflichtet. Denn dieser Lohnarbeiter weiß es, daß er, wenn er nicht heiratet, vielfältig sündigen, wenn er aber heiratet, sein Weib und seine Kinder elend machen wird, was eine noch größere Sünde ist. Der großstädtische Arbeiter namentlich weiß ganz genau im voraus, daß er seine Kinder nicht bloß am Leibe, sondern auch an der Seele elend machen wird;

denn wenn er auch den dritten Teil seiner Einnahme von 6 bis 800 Mark auf Wohnung verwendet, so wird diese Wohnung immer noch dermaßen beschränkt sein, daß sie sowohl das leibliche Gedeihen der Kinder wie ein züchtiges Familienleben unmöglich macht. Er weiß es also, daß er auf alle Fälle sündigen wird, mag er heiraten oder ledig bleiben. Demnach ist er zur Unzufriedenheit verpflichtet, so lange es ihm nicht gelingt, sein Einkommen so weit zu erhöhen, bis es ihm die Grundlage für ein anständiges Familienleben darbietet. Der Apostel sagt zwar: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lass'et uns daran genügen.“ Aber er sagt nicht, daß wir uns mit weniger begnügen sollen, und er hat nicht vorausgewußt, was der Nordeuropäer im neunzehnten Jahrhundert nötig haben wird.

Ist es also jederzeit Pflicht der öffentlichen Gewalten, die Bedingungen der Zufriedenheit und Glückseligkeit, wie auch der innig damit verbundenen geistigen Ausbildung und Sittlichkeit zu fördern (letzteres durch Pflege der Ideale, durch Erziehung des Pflichtgefühls und durch Einprägung gesunder Grundsätze), so muß es doch dem guten Genius jedes Einzelnen und den herrschenden geistigen Strömungen überlassen bleiben, den allgemeinen Begriffen der Glückseligkeit und Sittlichkeit den bestimmten Inhalt zu geben. Eine bestimmte Art von Glückseligkeit oder Sittlichkeit einem ganzen Volke mit Gewalt aufzwingen wollen, ist so gut Fanatismus, wie der Zwang zu dem allein wahren Glauben, sei es nach spanischer Methode mit Feuer, sei es nach schottischer mit dem Schwert, und die Gzzelin von Romano und Robespierre sind um nichts besser als die Torquemada. Wie kindisch das sozialdemokratische Glückseligkeitsideal ist, wenn auch als Ersatz für die abhanden gekommenen bessern Ideale vor der Hand nicht zu entbehren (wie sich auch schon von jeher mancher Mensch, dem es schlecht ging, nur durch Luftschlöffer oder die Hoffnung auf das große Los aufrecht erhalten konnte), das ist neulich in der Besprechung von Bebel's Buch über die Frau in diesen Blättern hervorgehoben worden. Dem Vielen, was über diesen Gegenstand in Ernst und Scherz schon gesagt worden ist, braucht nichts mehr hinzugesügt zu werden; nur das Ideal des zweistündigen Arbeitstages wollen wir nicht ganz unbeleuchtet lassen, weil die Sozialdemokraten sich damit auf Kant und Fichte berufen könnten. Diese beiden halten nämlich die Anstrengung für etwas der Natur widerstrebendes und eben darum höchst sittliches. Daraus könnten die Sozialdemokraten die Folgerung ziehen, daß Müßiggang oder ein möglichst niedriges Maß von Arbeit eine Forderung des natürlichen Glückseligkeitstriebes und daher notwendiger Bestandteil eines Ideals sei, das dem kantischen Rigorismus gerade entgegengesetzt ist. „Trägheit — sagt Fichte (in der Sittenlehre) — ist das wahre, angeborne, in der menschlichen Natur selbst liegende radikale Übel; der Mensch ist von Natur faul, sagt Kant sehr richtig.“ Das Gegenteil ist richtig, wie ein Blick auf gesunde Kinder lehrt, bei denen der Thätigkeitstrieb alle

andern Triebe überwiegt. Durch die Schule zwingen wir dann die Kinder zur Trägheit, sodasß sie die Neigung zu Kraftanstrengungen allmählich verlieren, und das lähmt dann auch die geistige und die sittliche Kraft. In einer Bevölkerungsschicht allerdings, deren Arbeiten zum Teil mit großen körperlichen Unannehmlichkeiten verbunden sind und keine innere Befriedigung gewähren, konnte das Ideal der zweistündigen Arbeitszeit sehr leicht entstehen. Aber der vollkommen gesunde Mensch empfindet meistens das Bedürfnis einer regelmäßigen angestregten Thätigkeit, und wir Deutschen, in denen das Pflichtgefühl gepflegt worden ist, verlangen sogar nach einer Berufsthätigkeit; wir wollen das Bewußtsein haben, daß wir als Glieder eines größern Ganzen und für dieses Ganze arbeiten, und haben bei einem otium cum dignitate, wenn wir es auch mit freiwilligen Beschäftigungen ausfüllen, ein schlechtes Gewissen. Daß ungezügelter Thätigkeitsdrang Unheil anrichtet, daß hochbetagte Beamte durchaus nicht in den Ruhestand treten wollen, nicht aus Furcht vor der kleinen Pension, sondern aus Furcht vor der Unthätigkeit, ist gar nichts Seltenes. Volkswirtschaftlich würde allgemeine Abkürzung der Arbeitszeit bei dem heutigen Stande der Maschinentchnik möglich sein; aber als Bedingung der Glückseligkeit bildet sie einen der gröbsten Fehler des sozialdemokratischen Glückseligkeitsideals.

## 4

Grübeln wir nicht weiter über den Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistig-sittlicher Vollkommenheit, der in seinen Wirkungen von jeher offenbar war, während seine Wurzel, wie die Wurzel alles Daseins, dem Auge des Forschers hienieden verborgen bleibt. Nur dieses eine müssen wir uns auch hier wieder klar machen, daß der Weltzweck in den einzelnen Menschen-seelen aller Zeiten liegt, also jeder Geschlechtsfolge gegenwärtig und nicht etwa in einer unendlich fernen Zukunft zu suchen ist. Wie viele Seelen auch noch mögen dazu erfordert werden, den uns unbekanntem Weltplan auszubauen, und wie reich auch die zukünftige Gestalt der Gesellschaft an neuen, schöneren Formen sein mag, den einzelnen jetzt lebenden Menschen berührt das nicht, er hat seinen Anteil am Weltzweck in der eignen Brust. „Was könnte es heißen — sagt Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit — daß der Mensch zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte, zu einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und Wirkungen, ja gar, daß er für den Staat als das Ziel seines Geschlechts, und alle Generationen desselben eigentlich nur für die letzte Generation gemacht seien, die auf dem zerfallenen Gerüst der Glückseligkeit aller vorhergehenden throne?“ Wir könnten dieses ganze Kapitel mit der Einladung zum Fortlesen in Herders unsterblichem Buche erledigen, wenn nicht die Thorheiten, die er widerlegt hat, seit seinen Tagen erst recht mit fanatischer Hartnäckigkeit und in immer neuen Einkleidungen gepredigt worden wären. Abgesehen von der Unvereinbarkeit solcher Fort-

Schrittstheorien mit unserm Glaubenssatze, daß der einzelne Mensch, wie auch Fichte lehrt, Selbstzweck ist, erscheinen sie als unannehmbar, weil sie theils nebelhaft und phantastisch sind, theils der Erfahrung oder der vernünftigen Überlegung widersprechen.

Bei manchen Darwinianern finden wir folgende Ansicht. Nachdem alle Thätigkeiten, zu denen der Mensch seiner jetzigen Organisation nach befähigt ist, gehörig eingeübt worden sein werden, werden sie, gleich den Bewegungen einer in Gang gebrachten Maschine, ohne Absicht und Überlegung „automatisch“ ablaufen, etwa wie die Instinkthandlungen der Tiere. Mittlerweile wird sich aus den vollkommensten der menschlichen Individuen eine neue Gattung höherer Wesen mit erweitertem Gefühls- und Thätigkeitskreise entwickelt haben. Wahrscheinlich, fügen wir bei, werden dann die Kunstserzeugnisse der in Arbeitstiere verwandelten Menschen von jener höhern Gattung ebenso benutzt werden, wie von uns das Erzeugnis der Bienen, und wir werden dann vielleicht zu dem Zwecke gezüchtet werden, den Menschen höherer Ordnung Türme, Fernröhre, elektrische Maschinen und Flügel zum Verkehr mit den Marsbewohnern anzufertigen, die ja nach den Versicherungen phantasievoller Sterngucker ebenfalls fliegen können. Den Gedanken an eine automatische Thätigkeit legt nun allerdings die Fabrik- wie die Schreib- und Rechenstubenarbeit unsrer Zeit ziemlich nahe; aber durch die mit immer rasenderer Schnelligkeit einander jagenden Veränderungen wird das automatische Wesen, wo immer es sich einrichten will, bald wieder aufgeschreckt und in Verwirrung gebracht. Was aber die Fortentwicklung der vollkommensten Menschen zu Wesen höherer Ordnung anlangt, so denken gerade die Vollkommensten am wenigsten daran, sich Flügel oder sonstige neue Glieder wachsen zu lassen und monstra zu werden; eben die vollkommensten Menschen wollen vor allem vollkommene Menschen sein und bleiben.

Auch nicht einmal in dem Sinne ist eine Fortentwicklung wahrscheinlich, daß sie sich auf eine feinere Ausbildung des Gehirns beschränkte, durch die der Mensch zu höheren geistigen Leistungen befähigt würde. Eine Erhöhung der Geisteskraft ist innerhalb der geschichtlichen Zeit nicht nachweisbar. Sehr richtig bemerkte jüngst ein Geschichtsphilosoph in den Preussischen Jahrbüchern, daß es lächerlich sein würde, wenn jemand Homer oder Dante oder Rafael oder Titian oder Mozart übertreffen wollte. Jedes Zeitalter bringt Geisteserzeugnisse hervor, die vollkommen in ihrer Art, daher schlechthin unübertrefflich sind. Spätere Zeiten mögen Andersartiges erzeugen, was wieder in seiner Art vollkommen ist, aber über die Kunstwerke der alten Zeit kann sich das nicht stellen, sondern nur neben sie als ebenbürtig. Daß wir heute in den Naturwissenschaften weit rascher fortschreiten als frühere Zeiten, ist kein Beweis für unsre höhere Geisteskraft; vielmehr gehörte mehr Geisteskraft dazu, den rechten Weg der Forschung zu finden, als auf dem gefundenen

fortzuschreiten. Die Idee des Kopernikus setzt mehr Genie voraus, als alle späteren Entdeckungen und Berechnungen der Astronomen, und keinem Chemiker späterer Zeit bleibt mehr eine so wichtige und schwierige Entdeckung zu machen übrig, wie die Lavoisiers war. Alle spätern arbeiten mit dem Stoff, den Hilfsmitteln und Werkzeugen, die die frühern herbeigeschafft haben, sie haben es also leichter; schwieriger haben sie es nur, insofern sie größere Erkenntnismassen in ihr Gedächtnis aufnehmen müssen. Diese Schwierigkeit aber macht sich auch schon dermaßen bemerklich, daß man häufig die Klage hört, unsre Jugend lerne sich dumm. Die Erfahrung lehrt also, daß die Fassungskraft unsers Geschlechts nicht gewachsen ist. Die Geisteskraft eines Cäsar, der ein halbes Duzend Briefe gleichzeitig zu diktiren pflegte, eines Wolfram von Eschenbach, der sein umfangreiches Gedicht diktirt hat, dürfte heutzutage kaum irgendwo gefunden werden. Das Gedächtnis scheint mit der wachsenden Menge gedruckter Krücken sogar abzunehmen. Auch finden wir nicht, daß die geistigen Fähigkeiten stetig gestärkt würden, wenn sie mehrere Geschlechter hindurch in derselben Familie gepflegt werden, wie die Darwinische Ansicht von der steigenden Vervollkommnung des Gehirns voraussetzt. Ein paar Geschlechter hindurch scheint es oft der Fall zu sein. Dann fällt die Familie plötzlich ab. Die Kinder werden dumm, und Kinder von Bauern, Handwerkern oder andern kleinen Leuten bringen neues geistiges Leben in die stagnirende Gesellschaft. Dazu kommt die merkwürdige Entdeckung unsrer Zeit, daß Negerkinder vollkommen imstande sind, die Schulpena unsrer deutschen Volksschüler zu bewältigen. Die Neger aber stehen auf einer tieferen Kulturstufe, als die alten Ägypter und Babylonier gestanden haben. Etwas den Leistungen Alexanders des Großen ähnliches zu vollbringen, ist heute deswegen niemand mehr imstande, weil kein Feld mehr dafür vorhanden ist; nicht einmal Afrika ist uns so unbekannt, wie Asien jenseits des Tigris im Jahre 333 den Griechen war. Hätte also auch ein Mann heutiger Zeit das Genie Alexanders, so vermöchte er es doch nicht zu beweisen. Wenn vor zehn Jahren ein 23jähriger deutscher Offizier mit 35000 Mann nach Afrika gezogen wäre, in der Zeit bis 1890 das Nilgebiet, das Seengebiet, das heutige englische und deutsche Ostafrika erobert, organisirt, mit deutschem Geiste durchdrungen und eine Stadt gegründet hätte, die 2000 Jahre hindurch der Haupthandelshafen des indischen Ozeans bliebe, so hätten wir eine Leistung, die sich dem Wunderwerke des Mazedoniers an die Seite stellen ließe.

Also mit der Vervollkommnung in dem Sinne, daß die Menschen späterer Zeiten begabtere Wesen wären als ihre Vorfahren, ist es nichts. Etwas mehr Wahrheitsgehalt hat die Ansicht von der Vervollkommnung der Gesellschaft; ja Schäffle meint, gerade auf soziologischem Gebiete, und nur auf diesem, sei der Darwinismus Wahrheit. Die Soziologen lehren uns betrachten, wie sich der Gesellschaftskörper, dem tierischen und menschlichen ähnlich, aus Zellen

und Zellengruppen (Familien oder Stämmen) aufbaut, wie sich zwischen dem Knochengeriiste der Staatseinrichtungen das Gewebe der Familiengruppen ausbreitet, wie das Gefäßsystem den nährenden Lebenssaft in diesem Körper kreisen läßt und allen Teilen zuführt, wie endlich das Nervensystem der Behörden, der Lehranstalten, der Presse das Ganze belebt und seine Handlungen leitet, und wie dann die Gliederung dieses Körpers immer reicher, sein Bau immer fester und zugleich feiner wird, sodaß er in einfachen Kulturzuständen einem formlosen Weichtiere, in höheren einem wohlgebildeten Säugetiere oder Menschen gleicht. Gewiß gewährt nun die Betrachtung dieser kunstvollen und verwickelten Gestaltungen dem, der sie zu betrachten die Zeit und die Fähigkeit hat, hohen Genuß; auch sind sie unter den heutigen Umständen keinem entbehrlich; wer könnte und möchte heute noch ohne Post und Eisenbahn leben? Aber sehen wir dann wieder auf den Hauptzweck der Welt, auf das Befinden des Einzelnen, so wird durch vermehrte Künstlichkeit der Gesellschaft, der er angehört, weder seine Zufriedenheit noch sein sittlicher Wert erhöht, und kann er dem Getriebe der Riesenmaschine, die ihn einerseits zwar stützt und schützt, andererseits aber ihn täglich zerrt und zwickt, stößt und drückt, entfliehen, so fühlt er sich in einfacheren Verhältnissen, sei es in Ostafrika oder in einem Winkel Südbrasilien, ungemein wohl. „Wie viele Völker auf Erden — sagt Herder — wissen von keinem Staate, die dennoch glücklicher sind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter.“ Die fortschreitende Vervollkommnung der Gesellschaftskörper ist also unbestreitbar, ihr Wert für das Menschengeschlecht aber höchst zweifelhaft.

Aber besteht nicht vielleicht der Fortschritt in einer zunehmenden Vergeistigung des Menschen?



## Schuldig!



ichter wissen zu danken. Richard Voß hat mit seinen rhetorisch-düstern, geistvoll-gequälten, hochbegabt-unwahren Stücken im Deutschen Volkstheater zu Wien eine Heimstätte gefunden, wie nirgends sonst; die Erfolge der „Eva“ und der „Alexandra“ haben sein krankes Herz, wenn auch nicht gesund gemacht, so doch mit frischer Zuversicht erfüllt. Dafür hat er der jungen, im Glücke der Volksgunst sich sonnenden Bühne dadurch gedankt, daß er ihr sein neuestes Stück: Schuldig! Volksdrama in drei Akten zur allerersten Aufführung über-